

Während Wilhelms Blumenlese geschah die Verabredung, daß er nicht mehr den öffentlichen Lehrsaal betreten, sondern Privatunterricht in der Wohnstube des Schulmeisters erhalten sollte. Wilhelm war mit dieser Einrichtung sehr zufrieden: denn Luifens Gesellschaft, die er dadurch gewann, war ihm natürlicher Weise lieber als der Umgang mit den kleinen Halunken, die — gleichsam als Vorläufer der französischen Sanskulotten oder Barschenkler, wie Campe sie nennt, — ihn bloß darum hämisch verfolgten, weil seine Eltern reicher und vornehmer waren als die ihrigen.

Das Bad, das sie ihm zugebracht hatten, ward des folgenden Tages ihnen gesegnet. Auf Befehl seines Vaters mußte er bei der Execution zugegen seyn. Er bat für die armen Sünder; aber Wigand war ein tauber Bürgengel. Der mitleidige Knabe konnte nichts thun, als ihnen die Abbitte erlassen, die sie ihm leisten sollten. Seine Gutmüthigkeit erwarb ihm von den trotzigen Burschen keinen erkenntlichen Blick; doch das scharfe Gericht, das über sie erging, demüthigte sie. Er wurde nach der Zeit nicht mehr beleidigt, und verbat sich bald die Begleitung eines handfesten, mit einer Hezpeitsche bewaffneten Stallknechts, der ihm überall, wenn er ausging, als Leibwache folgte. Diese mütterliche Polizei-Anstalt war ihm zuwider, weil sie ihn der Feigheit verdächtig machte.

12.

Die Schreibmeisterin.

Die Privatstunden schlugen gut an. Wilhelm lernte jetzt in acht Tagen mehr als sonst in eben so viel Mona-

ten. Von diesem Wachsthum seiner Wissenschaften kam jedoch wenig auf Wigands Rechnung; denn dieser Ehrenmann griff gern, wenn er mit der öffentlichen Schule zu Stande war, nach dem Wanderstabe, um in den nachbarlichen Dörfern seine vierbeinigen Patienten zu besuchen, oder Honig zu zeideln und Bienenköniginnen einzusetzen. Wie vertraut er mit diesem fleißigen Völkchen und wie berühmt er deswegen war, das bewies ein drolliger Vorfall, den wir als eine kurze Episode erzählen wollen.

Ein Vornehmer des Rathes in einem nicht weit von Hühnenthal entlegenen Städtlein begab sich in den Stand der heiligen Ehe und richtete eine stattliche Hochzeit aus. Der regierende Bürgermeister war dazu eingeladen und erschien mit seinem großen, schwarzen Pudel, der ihn überall wie sein Schatten begleitete. Beide ließen sich die Gaben Gottes wohl schmecken, und der bellende Gast bekümmerte sich wenig darum, daß die Damen ihre seidenen Schlander mit finstern Gesichtern in die Höhe zogen, wenn er sich ihnen nahte, um ein entbehrliches Knöchlein aus ihren schönen Händen zu empfangen. Am Schluß der Mahlzeit sehnte sich der gute Vater der Stadt nach Mittagsruhe. Er schloß in der Regel auf dem Rathhause; da man aber an diesem festlichen Tage keine Sitzung gehalten hatte, so war er seiner gewöhnlichen Erquickung verlustig geworden, und die Augen fielen ihm unwiderstehlich zu, ungeachtet man sehr laut um ihn her jubelte und lachte und eine Gesellschaft Prager Studenten mit Tafelmusik aufwartete. Die Gelegenheit des Hauses war ihm bekannt; er wußte in dem anstoßenden Garten eine schattige Laube, und verkrümelte sich aus dem lärmenden Saale, um dort ein Stündchen zu schlummern. Sein

Philax war von der Partie; sie schliefen beide bald ein; der Herr in der Laube, der Hund vor derselben. Unglücklicher Weise schwärmten eben die Bienen, die im Garten einige Stöcke bewohnten. Sie lagerten sich in Schaaren auf den schlafenden Pudel und schlüpfen in die Zellen seines lockigen Pelzes. Er erwachte mit Schrecken und rannte mit seiner zahllosen Einquartierung in den Hochzeitssaal. Hier ging das Schwärmen von neuem los. Die bestürzten Gäste ergriffen, nach einem fruchtlosen Kampfe mit dem geflügelten Heere, in größter Verwirrung die Flucht, weckten den Consul und bekehrten Hülfe von ihm. Er sah sich doppelt, als Obrigkeit und Herr des Unglücksstifters, dazu verpflichtet, und schickte stracks, da sich die zum Zorn gereizten Honigvögel durchaus nicht vertreiben ließen, einen reitenden Boten an Wigand, daß er kommen und sie bannen sollte. Nach Verfluß einiger Stunden traf er ein, ging in den Saal, blies auf einem Pfeisken eine einfache Melodie, und die Bienen folgten ihm, zum Erstaunen aller Anwesenden, in den Garten, wie dem berühmten Rattenfänger die Kinder in Hameln\*. Nur lachte man weidlich; denn es war bei der Sache kein Unglück geschehen, als daß die Braut einen Bienenstich auf den Mund bekommen hatte, und sich der Herr Bräutigam, wegen der daraus entstandenen Geschwulst, für diesen Tag des Küßens enthalten mußte.

Durch dieses Geschichtchen ward Wigand als Bienenmeister berühmter denn jemals. Er hätte sich zerreißen mögen, um an allen Orten, wo man seinen Rath und Beistand verlangte, zugleich zu seyn. Während seiner

\* Auch bei den Egyptern gab es Seidelmeister, welche die Bienen durch Pfeifen zur Weide führten.

Abwesenheiten unterrichtete seine Gattin, bei welcher die Lust und Geschicklichkeit dazu ein väterliches Erbstück war. Wilhelm gewann bei diesem Vikariat. Ihre gefällige Lehrart behagte ihm besser, als die raue Methode des alten Kriegsmanns, die mitunter nach der Reitbahn und dem Exercierplatze schmeckte.

Auch Luise beschäftigte sich mit Wilhelms Bildung, und fand ein besonderes Vergnügen daran, ihn im Schreiben zu unterweisen. Sie war nach Verhältniß ihres Alters eine Meisterin der Schönschreibekunst, und brachte ihn bald so weit, daß er ihren zierlichen Buchstaben mit ganz leidlichen Krähenfüßen nachhümpelte. Ihr Name gelang ihm am besten, und das war kein Wunder: er schrieb ihn auf jedes Papierschnitzchen, freidete ihn an alle Wände, grub ihn in Kürbisse und schnitt ihn, wie ein verliebter Schäfer, in die Rinde der Bäume. Er wußte selbst nicht, warum er es that; aber der unsichtbare Schreibemeister, der ihm schon in so früher Jugend die Hand führte, ist allen ältern Leuten sehr wohl bekannt. Luise bemerkte die Kunstfertigkeit ihres Schülers und freute sich darüber. „Du mußt nun Deinen eigenen Namen eben so nett malen lernen,“ sagte sie und schrieb ihm denselben vor. „Dwunderschön!“ rief er aus. „Das sind Züge, wie in Kupfer gestochen!“ — „Ja, siehst du,“ sprach sie, „ich habe mich auch an deinem Namen geübt, damit du nichts vor mir voraus hast.“ —

Unter diesen Tändeleien ward Wilhelm sechzehn und Luise zwölf Jahre alt. Jetzt schlug ihm das Mädchen auf Ein Mal aus der Art, that sehr altklug, ward gegen ihn scheu und verlegen, und ihr drolliger Muthwille, der ihn sonst mit tausend lustigen Einfällen und losen Strei-

chen neckte, verwandelte sich in ernste Höflichkeit. Das war ihm ein Räthsel, und preßte ihm oft die Frage aus: warum sie mit ihm schmolle. Er erhielt immer die tröstliche Antwort, daß er ihr nichts zu Leide gethan habe. Dennoch blieb sie verstimmt, und fand sich nicht wieder in den alten herzlichen Ton. Das trauliche Du, das sie als spielende Kinder ganz unbedenklich gegen einander gebraucht hatten, starb auf Luise's Lippen ganz aus; sie vermied bei jeder Gelegenheit, mit ihm allein zu seyn, und schrieb ihm seinen Namen nicht mehr vor, er mochte darum bitten, wie er wollte.

Diese Launen kränkten ihn tief. „Ich sehe schon,“ brach er einst voll Unmuth aus, „Du bist mir gram, willst mich von Dir entfernen! Nun gut, Luise! Du sollst meiner beschwerlichen Gesellschaft ganz überhoben seyn.“ — Hiermit ergriff er seinen Hut und ging hastig nach der Thür. Dieser Schreckschuß wirkte. Luise vertrat ihm den Weg. „Wie?“ rief sie lachend, und stemmte mit posierlichem Troß die Hände in die Seiten: „Du willst mir aus der Schule laufen und kannst kaum Deinen werthen Namen erträglich schreiben? Das wäre niedlich! — Nein, nein, komm Du her und übe Dich erst noch ein Bißchen!“ —

Wips! zog sie den Hut ihm aus der Hand und ihn an den Tisch, schrieb seinen Namen hoch oben auf den Rand eines Bogens Papier, und ebenso auf die folgenden Seiten, drückte den Schmollex nieder auf einen Stuhl und sagte: „Frisch, junger Herr! Sie dürfen mir nicht von der Stelle, bis dieses Pensum aufgearbeitet ist! Schmadern Sie mir aber nicht so weitläufig wie der Gerichtshalter! Es können auf jeder Seite dreihundert Herren Wilhelm Frank bequem beisammen stehen, ohne daß einer